Etwas über unsere Volksfeste

Autor(en): **Niederberger, R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **63 (1922)**

PDF erstellt am: **06.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007977

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

die Stiege herunterzog und noch rauchte und donnerte, wie eine fahrende Motorbatterie.

Und ist einer abgezogen, so steht schon wieder ein anderer da. Jetzt ist's der Hosenträgermann, der uns zu „umgarnen" sucht. Morgen erscheint der holde Knabe mit dem dünnen Briefpapier, und übermorgen klottert der Pfannenhausierer daher, dessen Pfannen so herrlich glänzen und so spottbillig sind, nach einer Woche aber Rostflecken aufweisen wie der Sand am Meere und würdig sind, ins erste beste Allmendloch geworfen zu werden.

Genug jetzt der Beispiele! Sie ließen sich ja wohl verhundertfältigen. Aber noch einmal frage ich, muß es denn sein, daß das sauer verdiente Geld unseres gutgläubigen Volkes zu einem guten Teil solchen auswärtigen Schwindlern und Blutsaugern in die Hände fällt und dazu dient, diese zu mästen. Wir können doch unser voriges Geld zu Besserem verwenden und haben auch einheimische Handelsleute, die es durchwegs ehrlich und recht meinen.

Und noch einmal: du fremder Lügner in der Engelbergerbahn! Wie hast du gesagt? „Da in Nidwalden mache ich es so ..." — Ja, da in Nidwalden! Hoffentlich hörts auf! C. V.

Der Tschäderibach auf Emmetten.

Bas unnä chli am Tschäderibach,
Da isch e chielä Platz,
Da isch mer gsy gar gryfli wohl,
Ha mängisch mit dm Parisol
Dert beitet uf mi Schatz.

Dr Tchäderibach spritzt umenand
Und tschodret nit zum G'spaß:
All Stei sind naß, und tropfid Bäim
Und hed me nid es Dach bi eim,
So wird mä gstryfet naß.

Und spritzt er eim, so tuet's eim nyd,
Es ist ja nur der Bach;
Dr Tschäderibach, er tschodret dert,
So daß mä's eigen Wort nid ghert
Und das ist äbä d'Sach.

Und ghert mä nit sis eigen Wort,
So gherit's au nid d'Lyt,
Keis Sterbes-Wörtli chunnt eim uis,
Es blibt fry suver alls im Huis
Und schycht si notti nyd.

Und ghert mä au änander nit,
so gsed mä doch änand;
Cha tschoderä der Tschäderibach —
Au mit de Auge zwingt mä d'Sach
Und git änandrä d'Hand.

Dr. Const. Deschwanden.

Etwas über unsere Volksfeste.

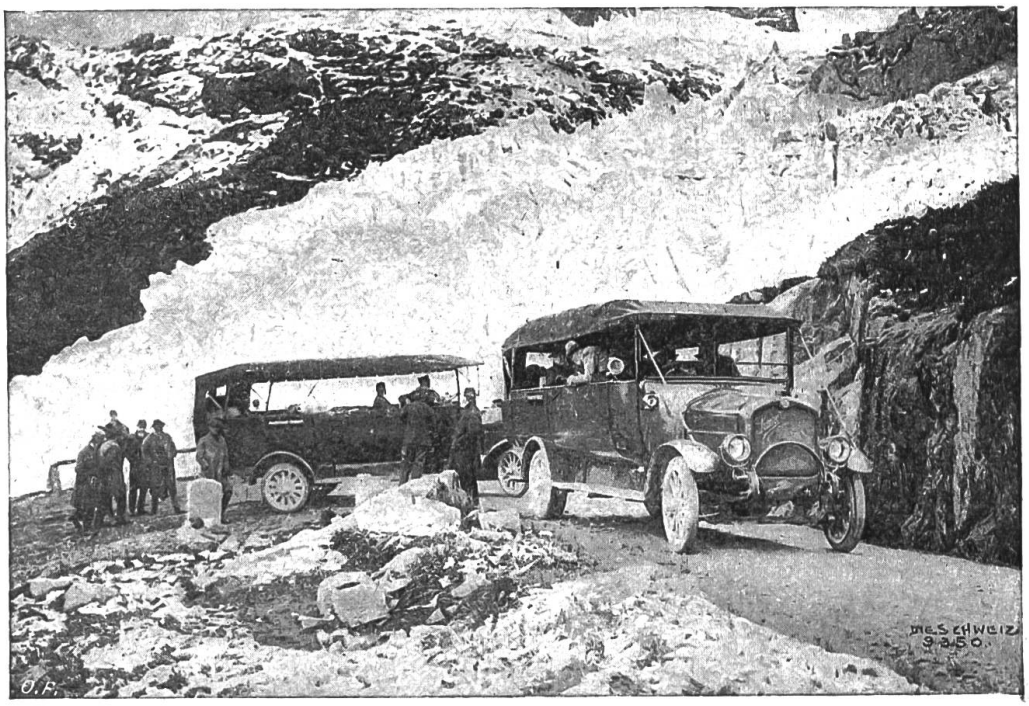
Von Pfarrer und Kommissar Rem. Niederberger sel.

Eines meiner liebsten Stücklein Hausrat ist mir meine alte Schwarzwälderuhr. Sie hat schon meinem Vater selig gezeigt, wie spät es ist und ihn oft am Morgen vor Tag geweckt, wenn er zur Arbeit wollte, um sich und uns ein ehrlich Stück Brot zu verdienen. Ohne Prunk und Glanz macht sie täglich zweimal ihre Runde, und ist sie herum, so fangt sie unverdrossen von vornen wieder an, wie's einer guten Uhr wohl ansteht. Sie kehrt sich wenig um Wind und Wetter und ist Hitz und Kälte längst gewohnt. In ihrem Dienst steht ein harmloser „Gugger", so alt wie die Uhr selber; der ruft die Stunden Tag und Nacht, kein Nachtwächter so prompt und akurat.

Doch wie alles auf der Welt gebrechlich und mangelhaft ist, so auch meine gute

Schwarzwälderin. Von Zeit zu Zeit kommt sie aus dem Geleise. Da geht sie dann bald vor, bald hintennach, zeigt anders und schlagt anders, der „Gugger" „gugget" falsch, der Wecker macht allerhand Streiche und ist Schuld, daß ich die Frühmesse verschlafe, der „Plamper" knurrt und seufzt bei jedem Schritt, als tät's ihm weh, und endlich steht alles still und ist um alle Welt nicht mehr in Gang zu bringen. Da muß nun der Zeitdokter auf den Platz. Ein Meister in der Kunst, merkt er bald wo's fehlt; es fehlt am Oel und Staub, nämlich des einen hat sie zu wenig, des andern zu viel. Kunst- und gemessene Portion gutes Oel erhalten hat, da geht sie wieder; s' ist ein' Freud, ohne Knurren und Seufzen, nicht zu früh und nicht zu spät, und „Gugger" und Wecker tun wieder regelhaft, was ihres Amtes ist von Alters her.

Aber um's Himmels willen! was hat wohl eine alte Schwarzwälderin mit unsern Volksfesten zu tun? Die ist wohl zu altfränkisch in einer Zeit, wo Jeder seine Cylinder- oder Ankeruhr an goldener oder silberner Kette trägt! Nur einen Augenblick Geduld! Ich wollte eben sagen, wie eine Uhr von Zeit zu Zeit aus dem alten



Die neue Post. Gebirgspostautos am Rhonegletscher.

regelrecht legt er sie auseinander, putzt Stück für Stück ab vom vieljährigen Staub und Rost und Spinngewebe und tränkt und stärkt das müde Werk mit einem allerfeinsten Extra-Oel. Und sieh! noch ist die Sonne nicht untergegangen, so hängt mein liebes altes „Zeit" wie neugeschaffen wieder an der Wand und der Zeitdoktor kann nicht genug sagen, was für ein gutes „Zeit" ich habe, wenn ich es alljährlich einmal einem rechten Meister unter die Hände gebe. Und er muß wohl recht haben. Denn seit die Uhr wieder einmal aus dem alten Staub und Rost herausgekommen und eine an- Staub herausgenommen, von Rost und Unrat gesäubert und wieder einmal mit frischem Oel gleichsam genährt und gestärkt und die Zapfen vor zu starkem Reiben und Auslaufen gesichert werden müssen, ebenso hat's auch der Mensch mehr oder weniger vonnöten, hie und da aus seinem Alltagsleben herauszutreten, um durch etwelche Abwechslung in geistigem und leiblichem Genuß geistig und leiblich neu belebt, neu gestärkt zu werden. Für das sind die Volksfeste erfunden worden.

Ein Volksfest will wieder einmal den Handwerker aus seiner Werkstätte, den

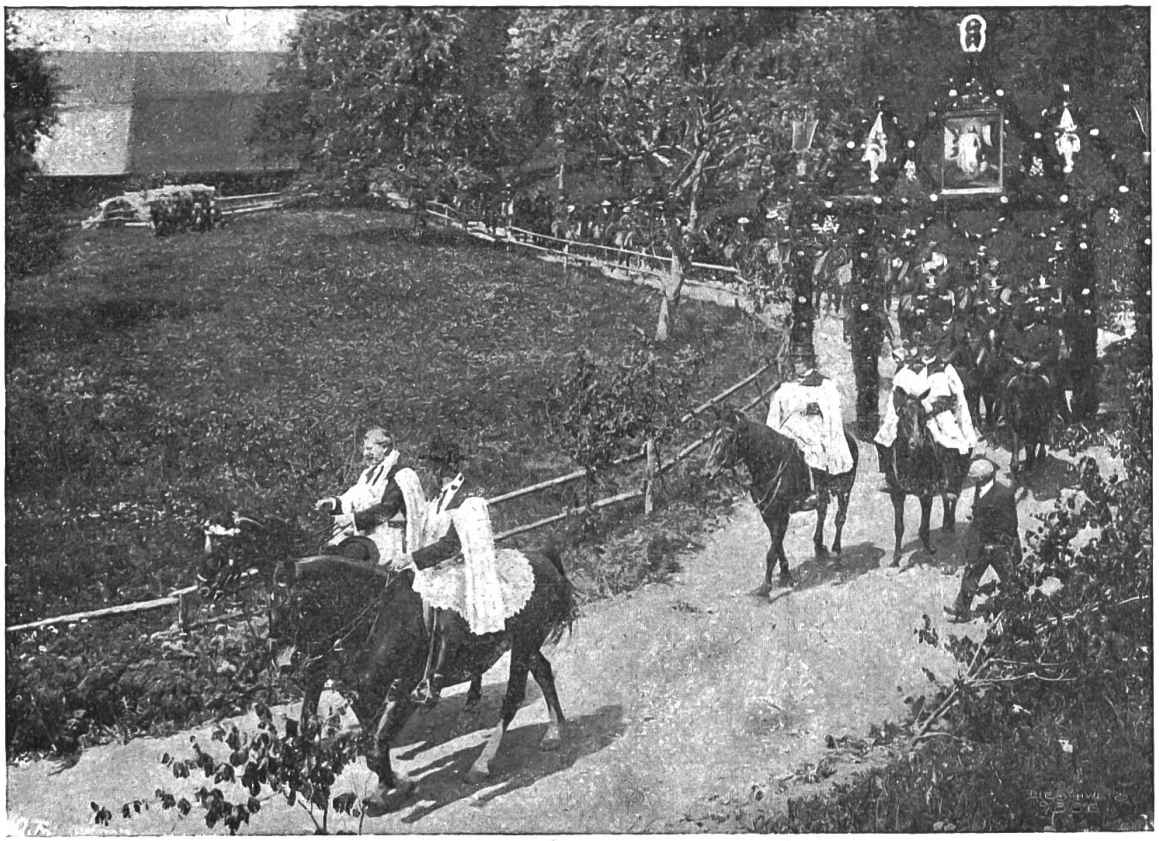
Hirten von seiner Herde, den Senn aus seiner Hütte, den Bauer von seinen Feldern, den Kauf- und Gewerbsmann aus seiner Schreibstube, den Staatsmann von seinen Geschäften, den Geistlichen von seinen Büchern, sogar den Armen aus dem Hause seiner beständigen Sorgen und alltäglichen Kummers, kurz Jeden aus seinem gewohnten Geschäftskreis und seiner einseitigen Umgebung und überhaupt aus dem Staub des Alltagslebens für einige Stunden hinwegführen, um ihn durch Abwechslung und erlaubten Genuß körperlich gestärkt, geistig erneuert, erheitert und ermutigt, überhaupt an Leib und Seele neu belebt wieder in seinen Kreis, in sein gewohntes Berufsleben zurückzuführen.

Eine besondere Seite der Volksfeste, wodurch eben dieser Hauptzweck gefördert werden will, ist das gesellschaftliche Leben. Die Abwechslung im Umgang kann einen sehr wohltätigen Einfluß auf uns haben. Wer nie von seiner Hobelbank oder von seinen Büchern oder überhaupt aus seinem gewohnten Luftkreis wegkommt, der wird sauer, menschenscheu und griesgrämig und schaut die Leute oft für ganz anders an, als sie wirklich sind. Hingegen bei einem Volksfest, da kommt man zusammen, lernt einander kennen, kann gegenseitig seine Ansichten auswechseln, alte Freundschaften erneuern, neue anknüpfen und einander ermuntern und erbauen und manch alten Sauerteig von Uebelmögen und Uebelwollen ausfegen.

Da haben der Hans Kasper und der Melk einander schon lang auf der „Mugg" von wegen der Melk seinen Heustock, den vor'm Jahr der Hans Kasper gekauft hatte, heuer einem Andern verkaufte. Sie hassen einander nicht gerade, aber doch reden sie nicht miteinander, gehen einander aus dem Wege, und hat einer zu heuen, und es will regnen, so laufen sie einander nicht zu Hülf', und der Hans Kasper, wenn's ihm in's Heu regnet, kann es um so besser verschmerzen, weil's auch dem Melk sein Heu verregnet hat. So haben sie es schon bald ein Jahr. Nun ist die Aelplerkilwi und alles ist guter Dinge und der Melk sitzt vergnügt bei seinem bescheidenen Schöppli bei der „Krone". Jetzt kommt der Hans Kasper; fast alle Tische sind wohl besetzt, und um einen ordentlichen Platz zu bekommen, muß er ganz nahe beim Melk vorbei, aber

Innerschweizerisches Schwing- und Alplerfest in Sarnen.

tut, als säh' er ihn nicht. Dem Melk ist's im Grund nicht recht, daß sie so gegeneinander sind, und im Geheimen hätte auch der Hans Kasper lieber mit aller Welt den Frieden, aber es wollte Keiner den Andern anreden. Nach einigem Kampf mit sich selbst nimmt der Melk das Herz in die eine Hand und in die andere das volle Glas und streckt's ihm entgegen. „Hans Kasper tue mer einist B'scheid", und der Hans Kasper tut ihm B'scheid, und der Melk rückt näher mit dem Stuhl an seinen Nebenmann und haben sie kein freundlich Wort mehr mit einander geredet. Wenn 's Anni in's Dorf will, so macht's lieber einen Umweg, daß es nicht bei des Mili's Haus vorbei muß, und 's Mili holt das Wasser aus dem Bach, damit es nicht etwa beim Brunnen mit Jemand von des Anni's oder mit ihm selber zusammenkomme. In der Kirche gehen sie bei Leibe nicht in den gleichen Stuhl, und einst unter der Predigt, da machte sich das Anni so breit, als hätt's einen Reifrock an, damit ja des Mili's Anna Rosali, das eben



Auffahrtsprozession in Beromünster. (Münsterer Umritt.)

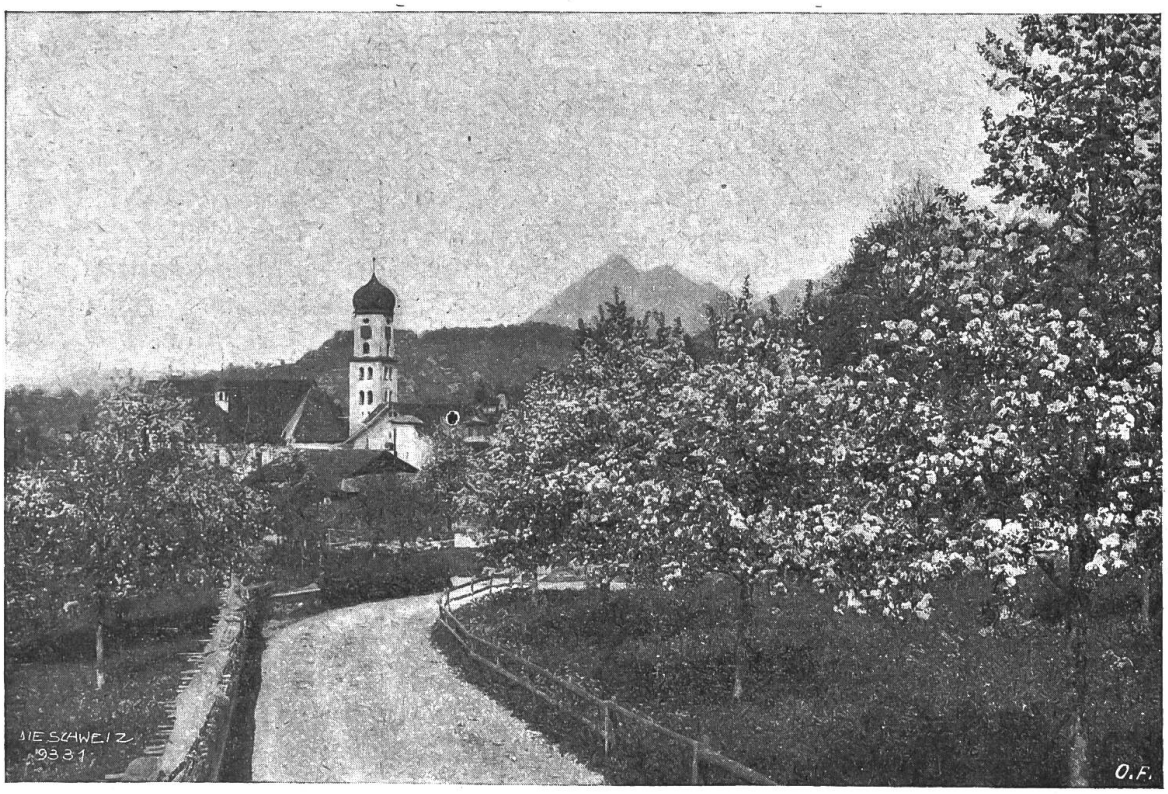
macht dem Hans Kasper Platz, und es kommt ein Wort auf das andere, der Friede ist geschlossen und um Weihnacht herum fahrt der Hans Kasper mit seinem Sennten friedlich und fröhlich beim Melk unter das Heu.

Sogar beim Weibervolk hat schon oft ein solches Fest dergleichen Wunder getan. Zwei Nachbarsfrauen sind hintereinander gekommen, weil ihre Buben in der Schule Streit gehabt. Wir wollen sie Anni und Mili heißen, nämlich die Frauen. Seither im Gang stand, nicht etwa sitzen könne. Wenn der einten Part ein Huhn verdirbt, so hat gewiß die andere demselben Gift gelegt und wenn die Buben der einen in der Schule gestraft werden, so müssen die Buben der andern Schuld sein; drum ging das Mili extra zum Lehrer und verlangte kategorisch, er soll ihren Tonili nicht mehr neben des Anni's Fränzel sitzen lassen, der sei gar ein händelsüchtiger und verlogner Bub; „aber der Apfel fällt nicht weit vom Baum" und „wüst tut wüst", meinte sie. So wurde

die Kluft immer weiter und weiter.

Nun kam die Schützenkilwi. Fatalerweise waren ihre Männer eben Beamtete und mußten mit ihren Frauen beim Essen am gleichen Tische sitzen. Ein Kommandant hat kaum so viele Sorgen, seine Truppen zu placieren, wie diese zwei Frauen, um am Tisch so weit als möglich von einander zu sitzen. Aber alle ihre Vorsicht war umsonst; ja gerade ihre Vorsicht, ihr Wehren und Sperren und Zaudern hatte am Ende zur Folge, daß ihnen kein anderer Platz mehr blieb, als hinter und vor dem Tisch, so daß sie einander senkelgerade ins Gesicht schauen mußten. Anfänglich dachten sie, wenn's nur schon Abend wäre, und verwünschten ihren Platz mitsamt der ganzen Schützenkilwi in's Pfefferland.

Sie wußten nicht, wie tun und was reden, weil Jede meinte, die andere werde es ihr übel auslegen. Das Anni hätte schon längst gerne einmal geschnupft, aber dann hätte es wegen minderem Merken auch dem Mili eine Prise anerbieten müssen, und das hätte es nicht über's Herz gebracht. S' Mili war auch im gleichen Spital krank, aber lieber hätte es den ganzen Tag das Schnupfen gefastet, als daß es dem Anni eine Prise anerbieten wollte. So dauerte der Waffenstillstand fort, bis endlich das „Gesundheittrinken" anging. Schandenhalber mußten sie auch anstoßen. „Zur Gesundheit! Frau Schützenmeisterin!" „Gott erhalt euch, Frau Helgenvögtin!" das war das erste Wort, das sie miteinander redeten, und putschen mit den Gläsern an. Und die „Gesundheit" kam wieder und abermals und wurde für und für etwas ungezwungener und jetzt überwand sich Anna und präsentierte — die erste Prise; die zweite gab bald das Mili, und so gab's eine dritte und vierte und fünfte, und „hander den Hanf schon auf dem Land?" und „wie ist euch der Flachs gratä?" und all die Fragen und Antworten, wie sie beim Weibervolk je nach der Jahreszeit der Brauch sind, würzten nun das fröhliche Mal — und vor es Abend, war der Friede abgeschlossen, und des andern Tages halfen sie einander wieder heuen und beim Hanfreuten saßen sie gemütlich beisammen,



Sachseln im Frühlingsschmuck.

und die Hühner bekamen kein Gift mehr und die Buben gingen wieder Arm in Arm miteinander in die Schule und die Weiber in der Kirche in den gleichen Stuhl.

Solche und ähnliche Fälle, solche Annäherungen und Friedensschlüsse sind gar nicht selten bei Volksfesten. Soll aber ein Volksfest seinen Zweck erreichen, so darf die Leidenschaft dabei keine Rolle spielen. Das Fest soll dem Leibe geben, was ihm wohl tut, aber die Seele darf nicht hungriger Zuschauer sein. Es wäre unbillig, wenn's nur der halbe Mensch, und zwar die schlechtere Hälfte, gut hätte und der andere Halbe müßte Fasttag halten. Nein, die Seele, der Geist muß auch seinen Anteil haben; ihm gebührt Erheiterung und Ermutigung und neues Leben. Alles, was man an Speis und Trank herbeigeschafft, ist gleichsam nur das rohe Baumaterial, aus dem erst ein Teil des Festes erstellt werden soll. Läßt man nun den genußsüchtigen Leib nach seinem Belieben mit diesem Baumaterial hantieren, so wird nichts Rechtes aus dem Fest. Wird aber dem edlern Teil des Menschen, dem Geiste, der Ehrenplatz eingeräumt, so wird das Fest schon ein besseres Aussehen bekommen.

D'Ghirmi.

Wend uf nä Bärg nie gange bist,
So weisch nit, was ä Ghirmi ist,
I wett, du fehltest wyt.
Es Hüttli isch's im chielä Wald,
Es Bänkli dry zum Aifethald
Fir miedi Wanderslyt.

Grad unnä uifä chund ä Ma,
Ma gsed em's scho vo wytem a,
Wohi er eppe will;
Er bättet luit und stäklet fort,
Jetzt luegt er uif z'm Wohlfartsort
Und stad ä wenig still.

Und wider macht er sich uf Wbei,
Er achtet nit uf ruchi Stei,
Schwankt grad uf Ghirmi zuo;
Da sitzt'r ab, schynt alt und schwach
Und stitzt si Chopf uf's Regädach
Und pflegt ächli dr Ruo.

Und öbä abä chunnd ä Ma;
Am Holzschuotrapp scho ghert me's a,
Daß er ä Burdi treid,
Ä Burdi vo fiif feißä Käs;
Die megit eisder nu is Mäs,
Doch meh nit, hed'r gseit.

Stellt Ggablä ab a Ghirmiwand
Und nimmt jezt 's Jazenetli z'Hand
Und wischt mit ab dr Schweiß.
Die Bräme stechit gwaltig hit,
'S cha sy, daß nu äs Wetter git,
Es macht gar gruißig heiß.

Es Meitschi chund, es macht em warm;
Es Chörbli treit's am rächtä Arm,
Will gwiß zum Brieder z'Alp.
Das hinkt jetz au uf Ghirmi zuo
Und chlagt sich iber engi Schuo,
Dä Weg hätt's afig bald.

E Suiffiträger chund au här,
As ob scho's Wetter uf em wär,
Ä hibschä blondä Ghnab;
Suocht in dr Ghirmi au chli Ruo
Und hocket grad zum Meitschi zuo
Und stellt sis Bräntli ab.

Jetzt wia sy binenander sind,
Ä Greis, ä Ma, ä Buob, es Ghind,
So ghirmit s' alli uis.
Bald fallid Tropfä, dick und schwär,
Vom Brisä chund äs Wetter här,
Ä Windstoß grad voruis.

Gly braschlet's ufem Schindeldach,
Dr Ahorn schwankt, es ruischt dr Bach;
Es danket alli Gott.
Wenn eine jetz mießt dussä stah,
Mießt all das iber sich la gah,
Dr litt vil Angst und Not.

E Ghirmi ist äs fridlichs Gmach,
Si rieft dä Lütä unter's Dach —
Es heiteret jetz ä chli.
Gottlob, jetz sind si wider zwäg,
Und jedes findt si eignä Wäg,
Und's Wetter ist vorby.

Dr. Const. Deschwanden.